

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 87 Bydgoszcz, 16. April Bromberg 1939

Golowin geht durch die Stadt

Roman von Hugo Maria Kritz.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

3.

Als Tannenburgh die Treppe herunterkam, um einen Spaziergang durch die Stadt zu machen, fiel es ihm auf, daß der Portier, der um die Ecke lugte, als stünde er auf der Lauer, blitzschnell verschwand, sobald er ihn erblickte.

Und dann sah er, daß beide Flügel der Tür zum Kaffeehaus geöffnet waren und ein Dutzend Menschen, sichtlich herbeigeeilt aus unerfindlichen Gründen, sich in der Türe drängten und ihn schweigend, fast atemlos, anstarrten, ohne sich zu rühren.

Er wandte wütend das Gesicht ab und ging schnell vorbei.

Er hörte hinter sich einzelnes, schrilles Gelächter, dann trat er auf die Straße.

In das Rudel der Kaffeehausgäste kam jetzt Bewegung. Sie, die sonst aneinander vorbeigingen, ohne sich anzusehen, unterhielten sich plötzlich lebhaft, als wären sie vertrauteste Freunde.

Das große Wort führte, wie immer bei öffentlichen Anlässen — und war Golowins Rückkehr nicht ein öffentlicher Anlaß, wenn nicht gar ein öffentliches Ärgernis? — der Zahnarzt Marek, ein kleiner, dicker Mann mit rotleuchtendem Haar und schwammigen Backen, ein ewiger Krakehler und Wichtigtuer, der überall dabei sein mußte und mit seiner krähenden, schrillen Stimme, die eher einem hysterischen Frauenzimmer anzugehören schien, jedes andere Wort niederschrie. Er war König in jeder Gesellschaft von Menschen, die dümmer waren als er, und diesen Triumph genoß er mit dem billigen Ehrgeiz eines Hahnes, der auf dem Mißhaufen thront. Nur wenn Männer dabei waren, die mehr wußten als er, wurde er still und wortkarg, aber dann blickten seine gelben Augen tückisch umher und ein heimlicher Groll würgte seine Kehle. Er war Vorsitzender in vielen Vereinen, bekleidete Ehrenämter, organisierte Bälle und Festspiele und war der schlechteste Zahnarzt von Boguslawa.

„Aber meine Herren!" rief er, nachdem er ein hysterisches Gelächter ausgestoßen hatte und warf beide Arme theatralisch in die Luft. „Die Sache ist doch sonnenklar! Wie können Sie sich nur eine Sekunde lang den Kopf darüber zerbrechen, warum Golowin hierher gekommen ist! Wissen Sie denn nicht, was heute im Gange ist? Haben Sie wieder geschlafen?" Er lachte scharf auf und blickte verächtlich in die stumpfen Gesichter, die sich um ihn drängten. „Ich sehe, daß Sie anscheinend nicht fähig sind, logisch zu denken. Darum will ich es Ihnen verraten. Bei Rados wird heute die Verlobung des gnädigen Fräuleins mit dem hochwohlgeborenen Herrn Doktor Kablinski gefeiert. Begreifen Sie jetzt, warum Golowin gekommen ist?"

Niemand begriff. Niemand konnte sich vorstellen, daß Golowin eine Einladung zur Verlobung seiner ehemaligen Braut erhalten haben konnte.

„Er wird aber doch verhaftet", sagte der Ober Juraj.

„Einen Dreck wird er!" fuhr ihn der Zahnarzt Marek an. „Ich bitte Sie, weswegen sollte man ihn verhaften? Hätte man Material gegen ihn, dann wäre längst ein Steckbrief hinter ihm her gewesen und man hätte ihn längst irgendwo im Ausland erwischt. Gerade daß er gekommen ist, zeigt doch, wie sicher er sich fühlt."

„Aber warum? Warum?" fragte jemand. „Was will er hier?"

„Er ist hinter dem Mädel her!" schrie Marek. „Verstehen Sie denn immer noch nicht? Er will die Verlobung auseinanderbringen! Er will sich die Millionen des alten Rado nicht von einem Herrn Kablinski wegschnappen lassen! Ist doch sonnenklar! Er kann ja mit dem Mädel machen, was er will, die ist ja wie hypnotisiert, und wenn die hört, daß er wieder hier ist, dann kann sich Herr Kablinski aufhängen, das ist ihr egal. Und ich sage Ihnen heute schon, denken Sie an meine Worte: Er wird es schaffen!"

Alle schwiegen ehrfürchtig. Der Portier glotzte Marek mit schwimmenden Augen an. Der Kellner Juraj bekam Lust, den Zahnarzt wie eine Wanze zu erdrücken, denn er haßte ihn inbrünstig, und wäre Marek kein Stammgast, er würde ihm auf offener Straße das breite, freche Maul zerbrechen, daß der sein Leben lang dran denken würde.

Die Kaffeehausgäste standen umher, manche hielten die Zeitungen, die sie gerade gelesen hatten, in der Hand und jeder von ihnen hätte wohl gerne etwas geäußert, aber sie fürchteten Mareks scharfe Stimme, die sie zerreißen würde, noch ehe sie zu Ende geredet hätten. Darum schwiegen sie, und fast schien es, als ob der dicke Zahnarzt wieder einmal König unter den Menschen sein würde, da meldete sich aus dem Hintergrund eine Stimme.

„Sie scheinen ja außerordentlich gut informiert zu sein", sagte die Stimme, und sie klang so voller unverhohlenen Hohnes, daß alle erschreckt herumfuhren. Von einem Tischchen neben der Tür stand ein Mann auf und kam hinkend heran.

Es war Gödöllö, den alle fürchteten, der Mann, von dem gesagt wurde, er besäße den bösen Blick, denn seine kleinen schwarzen Augen stachen wie Messer und niemand hielt ihnen stand. Er war von Geheimnis umwittert, und wenn er an seinem Krückstock durch die Straßen humpelte, dann wichen die Kinder ihm aus und das Lachen erstarb auf ihren Lippen.

Er pflegte eine weite schwarze Pelerine aus Lodenstoff zu tragen und einen breitrandigen Schlapphut. Er hatte ein spitziges Kinn und eine sehr hohe Stirn. Sein Gesicht war wächsern und fast faltenlos, obwohl er schon über fünfzig sein mußte. Eine lähmende, beängstigende Kälte strömte von ihm aus, wie der beklemmende Hauch einer Gruft.

Jetzt hinkte er, auf seinen Stock gestützt, herbei, heftete seinen durchdringenden Blick auf den Zahnarzt und lächelte. Sein Lächeln bestand in einem langsamen Hochziehen der Oberlippe, wobei er ein scharfes und gefährliches Wolfsgebiß entblößte.

Der Zahnarzt Marek fühlte sich von einem Schauder überrieselt. Welch teuflisches Schicksal hatte ihm ausgerechnet diesen Gödöllö in den Weg geschickt, einen Mann, der ihn schon allein durch den Klang seiner Stimme gegen die Wand schleudern konnte, als wäre er Luft! Und vor lauter Angst blähte er sich noch mehr auf, bis sein Gesicht rot wurde wie Siegellack.

„Es handelt sich hier nicht darum, ob ich gut oder schlecht informiert bin", sagte er schrill, „sondern es handelt sich einfach um die Logik des gesunden Menschenverstandes."

Die Leute traten zur Seite, um Gödöllö hindurchzulassen, gerade als fürchteten sie seine Berührung. Keiner wußte, wann und warum er hierhergekommen war, denn er verkehrte nicht im Café Grand Hotel, sondern, wie allgemein bekannt war, in einem finsteren und verrufenen Vorstadtlokal, das Venezia hieß.

Gödöllö schob sein scharfes Gebiß vor und lachte.

Die Logik des gesunden Menschenverstandes ist ein relativer Begriff, mein Herr. Zumindest ist sie abhängig von der Kapazität des betreffenden Verstandes. Ja?"

Der Zahnarzt Marek stand wie übergossen. Er wünschte sich weit fort und diesen elenden Gödöllö zur Hölle, deren Ausgeburt er war.

Der Kellner Juraj fühlte sein Herz vor Freude rasen.

„Es ist falsch", fuhr Gödöllö fort, ohne eine Antwort des Zahnarztes abzuwarten, „daß Rado Millionen hinterlassen hat. Er besaß einmal Millionen, aber sie existieren nur noch in der Phantasie der Bevölkerung. Man hat sich daran gewöhnt, die Rados als die reichen Leute zu bezeichnen, und man will davon nicht mehr abgehen. Obwohl man weiß, daß die Zementfabrik seit Jahren stillgelegt ist, obwohl man weiß, daß Rado schon seit dem Frankensturz nur noch einen Bruchteil des einstigen Vermögens besaß. Es kann also weder Herr Kablinski hinter den Millionen her sein noch Herr Golowin, denn es gibt keine Millionen mehr. Merken Sie sich das endlich, meine Herren."

Er sprach den letzten Satz mit einem gewissen Nachdruck, als würde er einer Kinderschar eine Rüge erteilen.

Allein der Zahnarzt wollte sich nicht geschlagen geben.

„Woher wissen Sie denn das, wenn ich fragen darf? Und woher soll es denn Kablinski und dieser Golowin wissen? Meinen Sie im Ernst, daß Kablinski die Rado heiraten würde, wenn er nicht die Gewißheit hätte, daß er auch das Geld des Alten mitheiratet? Wo in der weiten Welt findet sich denn noch ein Mann, der dieses Geschöpf heiratet, nach allem, was geschehen ist? Wo die Leute mit den Fingern auf sie zeigen, wo keine Mutter in der Stadt ihre Tochter mit ihr verkehren lassen will und wenn sie hundertmal das gnädige Fräulein Rado ist? Welcher Mann wird denn so ein Weib noch heiraten, nach diesem Skandal mit Golowin, von dem das ganze Land gesprochen hat? Welcher Mann, frage ich Sie, nennen Sie ihn mir!"

„Golowin" sagte Gödöllö. „Selbstverständlich Golowin. Wer denn sonst?"

Das verschlug dem Zahnarzt sekundenlang den Atem. Und dann schrie er: „Aber das ist doch völlig verrückt! Wenn Rado kein Geld hinterlassen hat, wie Sie behaupten, warum sollte Golowin sie dann heiraten wollen? Dazu besteht doch nicht der geringste Anlaß."

„Liebe", sagte Gödöllö, „Sie vergessen die Liebe."

Die Stimme des Zahnarztes schnappte über. „Und Kablinski? Und Kablinski? Auch Liebe, wie?"

„Erst recht", versetzte Gödöllö. „Kablinski ist selbst so reich, daß ihn die paar Mille, die Madeleine Rado noch besitzt, wahrhaftig nicht locken können. Es ist Liebe, mein Herr, und kein materielles Interesse. Vergessen Sie nicht, daß Kablinski mit ihr schon so gut wie verlobt war, noch ehe sie Golowin überhaupt kennenlernte. Dann freilich, als die Sache mit Golowin kam, war Kablinski erledigt und es hat über drei Jahre gedauert, bis sie ihn wieder in Gnaden aufgenommen hat."

„Aber ich bitte Sie", rief der Zahnarzt Marek plusternd, „dann wäre ja Kablinski nichts als ein jämmerlicher Waschlappen, ein Idiot ersten Ranges! Wie kann man denn eine solche Frau in einem fort weiterlieben, sie hat ihn ja behandelt wie den Dreck unter ihren Schuhsohlen, sie hat mit diesem Golowin ein Liebesverhältnis gehabt, das der größte Skandal wurde, den wir erlebt haben. Und jetzt, wo niemand mehr mit ihr was zu tun haben will, wo kein anständiger Mann sie mehr anspucken möchte, jetzt soll Kablinski gerade gut genug sein, um sie zu heiraten! Jetzt holt sie ihn wieder hervor, nachdem sie ihm einen Tritt gegeben hat, und das soll Kablinski sich alles gefallen lassen? Und dann ohne Geld? Nein aus Liebe? Da kennen Sie Kablinski schlecht!"

„Ich kenne ihn besser als Sie. Ich weiß, daß er Madeleine Rado liebt und sie nur aus diesem Grunde heiraten will. Ob es freilich dazu kommen wird, jetzt, wo Golowin wieder in der Stadt ist, bleibt fraglich. Vielleicht ist sie mit Golowin radikal fertig, vielleicht aber auch nicht. Vielleicht ist Golowin zurückgekommen, weil er Madeleine Rado nicht vergessen konnte. Aber vielleicht weiß er nicht einmal, daß sie sich heute mit Kablinski offiziell verlobt. Auf keinen Fall aber ist Golowin, wie Sie behaupten wollen, hinter ihren Millionen her, denn sie besitzt gar keine, und besäße sie welche, dann hätte er sie ihr längst abgenommen. Ein Mensch wie Golowin!"

Er warf den Kopf zurück, als wollte er zum Ausdruck bringen, daß Golowin jemand sei, an den sie alle nicht heranreichen, am wenigsten dieser kleine schreiende Zahnarzt. Bewunderung und Hochachtung enthielt seine Geste, und dies fand Marek empörend.

„Ich verstehe nicht", rief er geifernd, „wie man einen Menschen wie Golowin in Schutz nehmen kann. Einen notorischen Hochstapler, Betrüger — und noch Schlimmeres! Viel Schlimmeres, Herr Gödöllö!"

Gödöllö hinkte einen Schritt näher. „Wie meinen Sie das?" fragte er lauernd. Nur einen Augenblick vermochte der Zahnarzt den Blick zu ertragen, den Gödöllö auf ihn richtete. Wie eine sengende spitze Stichflamme fraß dieser Blick sich in seine Augen, und er fühlte eine tiefe Verwirrung, ja eine plötzliche unerklärliche Furcht.

„Ich meine überhaupt nichts", murmelte er betreten. „Ich werde mich hüten!" Sofort aber fuhr er wieder hoch und rief: „Warum nennt er sich denn nicht bei seinem wahren Namen? Warum hat er sich denn als Dr. Cannenburgh eingetragen? Ist das nicht schon wiederum eine seiner Hochstapeleien?"

„Fragen Sie ihn doch!" sagte Gödöllö spöttisch. „Ich glaube, er wird keine Sekunde um eine Antwort verlegen sein."

„Wir müssen unsere Stadt rein halten von solchen Individuen!" rief der Zahnarzt erregt. „wir haben an dem einen Skandal genug, wir wollen mit diesem Menschen nichts mehr zu schaffen haben! Ich werde Anzeige erstatten, es ist meine Pflicht als Bürger dieser Stadt, die Behörden auf diesen Fall aufmerksam zu machen!"

Wiederum entblößte Gödöllö sein furchteinflößendes Gebiß. Dann senkte er den Kopf und blickte interessiert auf die Füße des Zahnarztes.

„Wenn Sie so gescheit sind, wie Sie glauben machen wollen", sagte er leise und gelassen, und darum doppelt vernichtend, „dann lassen Sie die Finger von Dingen, die Sie nichts angehen. Sie könnten sich möglicherweise die Finger verbrennen. Begriffen?" Er warf dem Zahnarzt von untenher einen ironischen Blick zu, dann drehte er sich um und ging langsam, auf seinen Stock gestützt, ins Café zurück.

Bleich und unentschlossen stand Marek da und sah ihm nach. Er fühlte sich geschlagen und vernichtet, er las es in den Blicken der Leute, die langsam und nachdenklich auseinandergingen und sich an ihre Tische setzten. Es versetzte ihn in maßlose Wut. Nun erst recht wollte er diesem hinkenden Teufel zeigen, daß er sich von ihm keine guten Ratschläge erteilen ließ wie ein kleiner Junge.

„Telefon", schrie er den glotzenden Portier an, „wo ist das Telefon! Suchen Sie mir die Nummer von Polizeipräsident Juravitsch heraus! Ich bin mit dem Polizei-

präsidenten persönlich bekannt! Ich werde ihm mitteilen, daß Golowin sich unter falschem Namen in der Stadt aufhält!"

Die Gäste im Kaffehaus saßen mit gespitzten Ohren und angehaltenem Atem. Welch großer Tag! Sie hörten Marek ins Telefon sprechen. Und gerade in diesem Augenblick, wie zum Protest, rief Gödöllö: „Zahlen!"

„Hier ist Dr. Marek", sagte der Zahnarzt, und seine Stimme war mit einem Male ölig und unterwürfig, „ich bitte vielmals die Störung zu verzeihen, aber ich muß Herrn Polizeipräsidenten auf einen Vorfall aufmerksam machen, der für die Allgemeinheit nicht ohne Interesse sein dürfte. Herr Polizeipräsident erinnern sich gewiß an diesen Golowin, der vor drei Jahren —" Hier bereits wurde Marek von dem Polizeipräsidenten unterbrochen und nur der Portier, der dicht neben ihm stand, konnte die Worte hören, die, ärgerlich gesprochen, durch den Draht kamen. „Sie sind der sechste, der deswegen anruft", sagte der Polizeipräsident Juranitsch. „Ich bin gerade dabei, die Papiere des Herrn zu prüfen und muß energisch darum bitten, mich nicht weiter zu belästigen."

Damit war das Gespräch beendet, und der Zahnarzt, bleich und mit wutverzerrtem Gesicht, legte den Hörer auf die Gabel. Er wagte sich nicht mehr ins Kaffeehaus zurück und trat durch die Hoteltür auf die Straße.

(Fortsetzung folgt.)

Das sind so Redensarten!

Von Jo Hanns Rösler.

Freunde, macht doch nicht immer den Mund auf, wenn ihr nichts zu sagen habt! Kaum sitzen drei oder vier um einen Tisch zusammen, der Stuhl ist noch gar nicht warm geworden, da fließen schon die Worte aus dem Mund wie Wasser aus einem Schlauch. Wenn zwei nebeneinanderstehen, in der Tür oder in der Straßenbahn, reden sie. Wenn zwei spazierengehen, reden sie. Wenn zwei Rundfunk hören, reden sie. Sie reden und reden und haben sich gar nichts zu sagen. Tausend Worte gehen auf ein Lot, und da man sich nichts zu sagen hat und doch so gern reden möchte und wiederum zu faul ist, erst zu denken und dann zu reden, hat sich im Laufe der Zeit die Promenade der Redensarten ausgetreten.

Wie wäre es, wenn wir diesen Spaziergang der Redensarten einmal vom gröbsten Schmutz säubern würden und den Kehricht hundert Meter tief vergrüben? Ich zeige euch einige Stellen, wo ihr die Schaufel ansetzen müßt:

Man sitzt in einem Zimmer. Das elektrische Licht versagt. Schnell holt man eine Kerze. Und nun dauert es nicht mehr lange — einer der Anwesenden sagt es bestimmt den anderen: „Wenn man sich vorstellt, daß unsere Vorfahren stets so gelebt haben!"

Man reist. Das Abteil ist überfüllt. Acht Mitreisende sind in dem Abteil, jeder hat drei Koffer, lebensgefährlich sind die im engen Gepäcknetz aufgeschichtet. Der Zug fährt eine Stunde oder auch zwei. Da kommt plötzlich ein Koffer oben ins Rutschen und fällt einer Frau auf den Hut. Die gute Straußenfeder ist zum Teufel, die teure Fasson ebenfalls, das Gesicht der Betroffenen wird länger und länger. Einer aber von unseren Reisegefährten macht bestimmt ein rundes Gesicht und lacht: „Alles Gute kommt von oben!"

Du hast Gäste. Du wolltest es ihnen besonders schön und dem Gaumen angenehm machen und hast von deinem schmalen Wirtschaftsgeld eine sündhaft teure Pökelzunge gekauft. Kaum ist aber die Zunge auf dem Tisch, bemerkt schon einer: „Die Zunge hat schon mal einer im Munde gehabt!"

Ein beliebiger Mensch kommt in eine beliebige Stadt. Er ist fleißig, er ist geschickt, er ist sparsam, er liefert ein gutes Handwerk und arbeitet Tag und Nacht. Er kommt vorwärts. Aber er läßt nicht nach, er arbeitet noch mehr, er streicht sich auch die Butter nicht dicker auf sein Brot als früher, bald hat er ein kleines Vermögen zusammen. Und nun sitzen sie um den Biertisch, die ewigen Biertrinker, und schimpfen voller Mißgunst: „Solchenem Volk glückt's immer!"

Die Hausfrau hat Gäste zum Abendessen oder zum Kaffee mit Kuchen eingeladen. Die Gäste sind freundlich und bringen Blumen mit. Und jede Hausfrau — sie mag die Vase schon vorsorglich dazu hergerichtet haben oder nicht — wird bestimmt die Blumen mit den Worten empfangen: „Aber das war doch wirklich nicht nötig!"

Auf dem Bahnsteig fährt ein Zug ab. Vor den Fenstern stehen die Zurückbleibenden und wissen — hier endlich! — einmal nichts zu reden. Kaum aber setzt sich der Zug in Bewegung, ertönt es den ganzen Bahnsteig entlang: „Vielen Dank für alles! Schreibt mal! Grüßt Erich! (oder Emil, Emma, Else, Kurt, Grete, Fritz oder Chemnitz, Düsseldorf, Breslau, München usw.)."

Ein Kind wird geboren. Von allen Seiten kommen die Nachbarn, Freunde und Tanten zur Besichtigung des neuen Erdenbürgers. Sein kleines Gesichterl ist noch krebsrot, sein Köpferl noch zerdrückt von der langen Reise in die Welt, seine Äuglein sind noch ganz verschwollen, und der kleine Mund ist schmerzlich verzogen. Aber jeder, der in die Wiege hineinschaut, macht einen silbernen Jauchzer: „Ganz der Papa! Ganz der Papa!"

Sonntags sind die Ausflugsorte übervölkert. Da stehen die Leutchen nun auf dem Turm oder auf der Bergspitze und blicken hinunter in die gewaltige Ebene, auf den großen Fluß, in die dunkle Moorheide, aus der verstreut die kleinen roten Dörfer herausleuchten. Und jede zweite Minute sagt doch eine Stimme: „Siehste, Auguste, was du da siehtst, ist die Gegend! Und weiter hinten da — das ist die Umgegend!"

Ricarda Huch:

Nichts und gar nichts gibt es, was im Leben einen festen Stand hat. Das Leben ist ein grundloses und ein uferloses Meer; ja, es hat wohl auch ein Ufer und geschützte Häfen, aber lebend gelangt man dahin nicht. Leben ist nur auf dem bewegten Meere, und wo das Meer aufhört, hört auch das Leben auf. Wie wenn eine Koralle aus dem Meere tritt, so erstirbt sie. Und wenn man die schönen, glasbunten Quallen aus dem Wasser nimmt, so hat man eine scheußliche Gallerte in der Hand. Nun, meine ich, ist es so mit den Menschen und dem Leben: man kann wohl Ruhe und Sicherheit erlangen, aber nur, wenn man auf das Leben mit seinem fröhlichen Wellenspiel, seinen wechselnden Farben, seinen tollen Stürmen verzichtet. Viele meinen, und besonders die jungen Leute und alte, die nichts erlebt haben, inmitten der unaufhaltbaren Bewegung, wo die erste Welle im Augenblick des Werdens schon mit der zweiten verschmilzt und so fort, und der vergangene und der nächste Augenblick so zwillingsmäßig miteinander verwachsen sind, daß sich kein kleinstes Stückchen mit Namen Jetzt oder Gegenwart dazwischen klemmen läßt, gäbe es so allerhand ewige Felsen. Damit meint man Liebe und Freundschaft und andere Empfindungen des Herzens; denn diese stimmen einen glücklich und darum gut, und darum hält man sie für heilig. Nun aber, was soll aus diesem kindischen Dinge, dem menschlichen Herzen, Ewiges kommen? dem Springinsfeld, der nie das Stillsitzen lernt in der Schule des Lebens? Das beständig hin und her zittert, als ob es auf allzu langem Stiele säße wie die Blätter der Espe? Es fährt als ein Kähnlein auf dem gewaltigen Lebensmeere umher, und bald schluckt es zuviel Wasser und sinkt und verzagt, bald tragen Wellen es in die Lüfte, daß es sich dem Himmel nähert, und dann jauchzt es voll Übermut und triumphiert. Aber es muß wieder hinunter, und wenn es unten ist, wieder hinauf. Es kann auch eine glatte Bahn durchlaufen oder in eine Meeresstille geraten, daß es still und bange daliegt wie vor dem Magnetberge. Aber wie es auch sei, den Hafen findet es nicht im Meere, Häfen sind am Ufer; das ist das Jenseits.

Aus: Ludolf Ursleu.

Ach, schaukelt, schaukelt, Freunde! Daß die Straße wieder ein Weg wird, wo die Gedanken gehen können! Daß die Worte nicht herausrutschen, sondern sich erst durch die sechs Tore hindurchzwängen müssen, durch die sechs Tore der Überlegung, der Dienlichkeit, der Klugheit, des Wissens, der Liebe und des Anstandes!

Indizien.

Ein Kriminalfall vor 125 Jahren.

Von Alfred Hein.

Der Kaufmann Hans Wülcken, der im Anfang des vergangenen Jahrhunderts in Mainz ein großes Tuchgeschäft betrieb, ruinierte sich durch waghalsige Spekulationen in kurzer Zeit so, daß er vor dem Nichts stand. Er machte bankrott. Die Frau, eine Schauspielerin des Frankfurter Theaters, um derentwillen er sich in die leichtsinnigsten Unternehmungen eingelassen hatte, verließ ihn ohne viel Federlesens, da für die nicht gerade charakterfeste Dame ja keine Freuden und kein materieller Gewinn mehr aus ihren „Beziehungen" zu Wülcken, einem schon ziemlich behäbigen Mann von beinahe fünfzig Jahren, herauszuspringen.

Wülcken verkaufte sein stattliches Haus am Domplatz und bezog in einer abgelegenen Gasse zwei ziemlich verwahrloste Mansardenstuben, die Franziska, die Dienstmagd, die schon seinen Eltern treu diente und ihn nicht im Elend verlassen wollte, schlecht und recht mit den paar armseligen Möbeln, die Wülcken verblieben waren, ausstattete.

Aber nach wenigen Wochen sah sich Hans Wülcken gezwungen, auch Franziska zu kündigen. Er wisse nicht, wie er sich allein durchbringen sollte.

Die Magd weinte. Wülcken saß mit trostlosesten Gefühlen lebensüberdrüssig auf seinem Kanapee, da begehrte an der Tür seiner Dachstubenwohnung ein Aufgeregter Einlaß. Franziska, die öffnete, wurde beiseite geschoben — der Geldverleiher Ephraim Bendix stand vor dem Bankrotten und hielt ihm einen noch fälligen Wechsel unter die Nase. „Ich habe nichts, Sie Wucherer!" schrie ihn Wülcken an. „Das wissen Sie doch!" Ein wüstes Gezänk entstand.

Die Tür, an der die Magd lauschte, wurde aufgestoßen, Wülcken warf Bendix hinaus. „Fort, du Halsabschneider, sonst fahr ich dir noch an den Hals!" hörte Franziska ganz deutlich ihn schreien. Bendix floh. Bald darauf verließ Wülcken seine Kammer. „Wohin?" fragte angstvoll Franziska. „Ich muß mich beruhigen! Spazieren!" — „Bei dem Wetter?" — „Ja!" schrie der Verzweifelte.

In der gleichen Nacht wurde der Geldverleiher Ephraim Bendix mit eingeschlagenem Schädel in einer abseitigen Straße aufgefunden. Tot. Die polizeiliche Untersuchung ergab, daß Bendix beraubt war. Uhr und Börse fehlten. Die Börse mußte nach einer Notizbuchaufzeichnung etwa 20 Golddukaten enthalten haben.

Zwei Tage später wurde Wülcken verhaftet und dem Untersuchungsrichter vorgeführt. In dem Besitz des Bankrotten, von dessen Wortwechsel mit Bendix man inzwischen durch Nachbargemunkel gehört hatte, fand man zwanzig Golddukaten. Auf die Frage: Woher? entgegnete der wüst Dreinschauende: „Was geht das euch an!" Verhör um Verhör stellte der Untersuchungsrichter an, um dem „verhärteten Bösewicht", wie es damals in der Gerichtssprache hieß, ein Geständnis von den Lippen zu zwingen. Vergebens.

„Wo haben Sie den Hammer gelassen?" fragte der Richter. „Welchen Hammer?"

„Der in ihrer Küche fehlt. Ihre Magd sagte, sie wüßte nicht, wo er geblieben wäre, als wir die Wohnung durchsuchten und im Handwerkskasten den Hammer nicht fanden."

„Ich bin kürzlich umgezogen. Er wird beim Umzug verlorengegangen sein."

Der Richter lachte verächtlich: „Lüge! Alles, alles Lüge!"

Die Hauptverhandlung sollte sofort nach Weihnachten 1814 beginnen, da erschien wenige Tage vor dem Fest ein Fechtbruder bei einem Uhrmachermeister in Frankfurt am Main, um eine kostbare goldene Uhr zu verkaufen. Der Zufall fügte es, daß dieser Uhrmacher vor einem Jahr dem Geldverleiher Bendix die Uhr verkaufte. Der Bursche wurde festgenommen. Aber er leugnete ebenso wie Wülcken, der Mörder zu sein. Ja, er habe Bendix beraubt.

„Im Auftrage Wülckens?"

Die beiden wurden gegenübergestellt. Es erwies sich, daß sie einander völlig fremd waren.

„Die Uhr hat Ihnen ein Mittelsmann des Wülckens zum Weiterverkauf gegeben?"

„Nein, Herr Richter! Ich gestehe ja, ich selbst raubte Uhr und Börse. Das Geld habe ich verbraucht!"

Man stand vor einem Rätselgewirr. Wer log? Wer war der Mörder? Kannten die beiden sich wirklich nicht, der verzweifelte, ruinierte Kaufmann und der leichtlebige Landstreicher? Das Bündel des Burschen wurde durchsucht, man fand nichts mehr. Da — im Schuh — ein Stück halb aufgeweichtes Papier. Es war der Wechsel, den Bendix in jener Nacht dem Wülcken präsentiert hatte. Also steckten die beiden doch unter einer Decke, und der Wechsel sollte verschwinden.

Da gestand — auf einen flehenden Blick Wülckens hin — der Fechtbruder alles: „Als ich in der Novembernacht durch Mainz marschierte, es war ein furchtbarer Sturm, als stürze die Welt ein, da sah ich plötzlich vor mir einen Mann zusammenbrechen. Ich lief hinzu. Eine klaffende Wunde am Schädel. — Der Zusammengebrochene lebte nicht mehr. Ein großer im Sturm herabgefallener Dachziegel hatte ihn erschlagen."

„Lächerlich! Natürlich —", lachte der Richter.

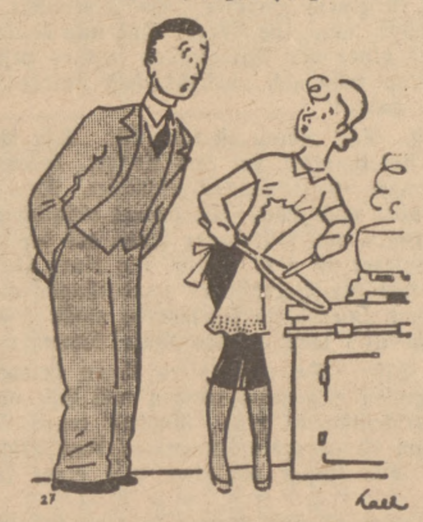
„So wahr ich lebe, es stimmt!"

Als man den Tatort genau absuchte, fand sich tatsächlich der herabgefallene Dachziegel mit deutlichen Blutspuren. Er war in eine Kellerluke hineingerollt. Die zwanzig Golddukaten aber, die man bei Wülcken fand, waren ihm am Tage nach der Mordnacht von einem Freund, der namenlos bleiben wollte, mit der Post übersandt worden, sie hatten mit den Dukaten des Wucherers nichts zu tun.

Der Prozeß erregte dazumal so großes Aufsehen, daß sogar auf dem Wiener Kongreß tagelang mehr von diesem Kriminalfall als von politischen Dingen die Rede war.



Der Hunger plagt.



„Nun, Liebling, beeile dich ein bißchen, daß es anbrennt, sonst kommen wir zu spät ins Restaurant!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.